

Zwei Bücher von C. F. Ramuz

Autor(en): **Lang, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nur wenige Menschen. Aber bei diesen wenigen Menschen haben sie eine ähnliche Überraschung hervorgerufen, wie vor einem Jahrzehnt die Figurenbilder von Corot, wie vor zwei Jahrzehnten die Bilder von Daumier. Heute beginnt man die Stilleben von Delacroix leidenschaftlich zu sammeln. Und das ist bereits ein Zeichen einer Wandlung, die sich in der Öffentlichkeit, die solche Wandlungen langsam aufnimmt, erst später manifestieren wird. Und wahrscheinlich wird man dann noch einen Schritt weitergehen. Am spätesten entdeckt man — und das geht immer so — die scheinbar nebensächlichsten Dinge. Auch eine andere Wahrheit gilt: ein Künstler ist nicht immer in seinen sichtbarsten und berühmtesten Leistungen vollkommen. Und es gibt so verschiedene Vollkommenheiten. Manche lieben den Baum, andere die erste Blüte, die an ihm aufspringt: und Baum und Blüte wirken wie ein Wunder, wenn sie auf eine empfängliche Seele treffen. Ich finde, daß zu den größten Leistungen von Delacroix seine aquarellierten Landschaftsblätter gehören. Sie sind in ihrer Gestaltung so eindringlich, daß man sie nur noch mit den Aquarellen von Dürer vergleichen kann. Ich weiß keinen Vergleich, der Delacroix mehr zu ehren vermöchte . . .

(Fortsetzung und Schluß folgt)

Zwei Bücher von C. F. Ramuz

Von Siegfried Lang

Die beiden letzten Romane¹ unseres westschweizerischen Dichters kreisen um die gleiche Erfahrung, die wir, vom Titel eines bekannten philosophischen Werkes nur wenig abweichend, so ausdrücken könnten: «Der Einzelne und sein Eigentum». In beiden Darstellungen scheint der Verfasser mit einem gewissen Nachdruck hinzuweisen auf das Ergebnis: er ist nicht möglich. Doch ein Unterschied besteht: *Farinet* verharret, bei schließlicher Einsicht in seinen Frevel, in trotziger Isolierung und geht zugrunde; *Bolomey*, der an seiner Einsamkeit keine, oder doch weit weniger «Schuld» trägt, scheitert ein zweitesmal an dem Versuch, jene zu überbrücken. Obwohl der Verfasser darüber schweigt, denken wir, es seien damit

¹ C. F. Ramuz: *Farinet ou la fausse monnaie*. Adam et Eve. Collect. Aujourd'hui, Nr. 110. 115—18. Mermod, Lausanne.

noch nicht alle Möglichkeiten für ihn vertan. — Ein Falschmünzer Farinet hat tatsächlich, wie der des Romans, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gelebt. Wie dieser stammte er aus Bourg-Saint-Pierre, in einem Seitental der Rhone, das in die südlichen Berge mündet. Von seinem Vater, dem Wilderer und Schmuggler, wird er früh ins Gewerbe eingeweiht, ein Kletterer und meisterlicher Schütze. Nachdem der Alte totgestürzt, soll Farinet als Aeltester von fünf Geschwistern, verdienen. Einen Sommer lang hilft er beim Holzhauen, einen Herbst bei der Weinernte; hierauf bleibt er für seine Leute verschwunden. — Am Berghang wohnt ein alter Kräuter-sucher und Rutengänger, *Le père Sage*. Bei dem lebt Farinet, trägt die Kräuter zu den Apothekern, legt Hand an beim Sammeln und Dörren. Vor seinem Tod vermacht ihm der Greis sein Haus und entdeckt ihm sein Geheimnis: daß er im Gebirge eine Goldader wisse; so wird Farinet Erbe auch der Goldader. Er sammelt nun nicht einfach Goldklümpchen, er verschafft sich Münzstempel und das nötige Gerät, und prägt Zwanzigfrankenstücke. Die Münzen sollen überwertig sein, haben darum in der Gegend guten Kurs; und Farinet ist freigebig mit seinem Golde. Da wagt er sich damit über die italienische Grenze, wird verhaftet und eingekerkert; zwei Jahre danach gelingt es ihm, in die Schweiz zu fliehen. Jetzt setzen ihm die Walliser Behörden zu. Auch aus dem Gefängnis zu Sion entkommt er; er verdankt das der Mithilfe einer Geliebten, der Serviertochter des Wirtes *Crittin* in Mièges. Farinet hat nun Versteck und Wohnung in einer Felshöhle, wo sich auch seine Münzeinrichtung befindet, und Joséphine, die Serviertochter bringt regelmäßig Vorräte zu ihm hinauf. Die Behörden, in Rücksicht auf die Sympathie, die Farinet bei einem großen Teil der Bevölkerung genießt, lassen ihm sagen: er hätte nur noch sechs Monate Gefängnis vor sich. Ergebe er sich, und lasse er künftig Herstellung und Verreibung seines Geldes, dann wäre die Angelegenheit geschlossen. Ein Termin für seine Entscheidung wird bestimmt. Der Herbst kündigt sich an. Farinet könnte, nach abgessener Haft, auf dem Feld arbeiten, die Menschen, die ihm wohlwollen, nähmen ihn wieder auf. Am Tag vor der Entscheidung will Joséphine den Unschlüssigen zu gemeinsamer Flucht bereden (sie befürchtet: wieder in Einklang mit seiner Umwelt würde er ihr durch seine Neigung zur Tochter des Gemeinderats *Romiller* genommen). Kurz vorher hatte Farinet ihr seine Kassetten mit den noch übrigen Geldstücken

geschenkt. Kursfähiges Geld besitzt er nicht. Am Entscheidungstag fehlen in der Postkasse 800 Fr. in Noten; an ihrer Stelle liegen Farinets Goldstücke. Auch seine Freunde sehen darin eine letzte Herausforderung. Aus Saxon kommt die Justiz, begleitet von gegen dreißig Gendarmen. Farinet feuert aus der umstellten Höhle und wehrt sich bis zu seinem Tod. Josephine bekennt sich zu dem Diebstahl, beteuert Farinets Unschuld und erhängt sich, als sie seinen Tod weiß, im Gefängnis zu Sion. — Durch den großartigen Aufbau der Geschehnisse vor einer intensiv geschauten Natur, gewann der Verfasser der ins Typische erhobenen Gestalt des Außenseiters, der den noch möglichen Anschluß an die Gemeinschaft verschmäht, ihre unvergeßliche sinnbildliche Bedeutung.

Dem Leser b e i d e r Romane wird ein merkwürdiger Parallelismus in der Verteilung und Funktion der Personen auffallen: In Farinet wie in Adam et Eve ein Einsamer, eine liebe- und hilfebereite Serviertochter, die sich ihm völlig ergibt, ein Greis, der auf den Mann verhängnisvoll einwirkt: I e S a g e durch sein Gold, G o u r d o u durch seine biblische Weisheit. Hier wie dort neben der Geliebten eine zweite Frau, die als höher empfunden wird, unerreicht im ersten Falle, erreicht und verstoßen im zweiten. Das Werk dieses Dichters ist aber überhaupt reich an Parallelismen (das läßt sich bis ins einzelne der Syntax verfolgen), was zu dem durchaus rhythmischen Charakter seines Schaffens gehört. Sie verraten auch gerade, daß er kein Visionär und Traumaler ist, sondern eigenwilliger Konstrukteur, der vor gewaltsamen Lösungen nicht zurückschreckt. Die überall nachweisbare bewußte und betonte Struktur beeinträchtigt aber keineswegs das flammende Eigenleben der Natur (in Form der Landschaft, Vegetation, menschlichen Leidenschaft); es liegt hier eine Verwandtschaft mit dem Schaffen des Malers vor, den Ramuz auch am meisten verehrt, mit P a u l C é z a n n e.

A d a m e t E v e vermehrt die Zahl der Werke, die Ramuz auf ein Thema gearbeitet, auf einen gegebenen Kanevas gemalt, auf ein paar Grundmotiven errichtet hat. Es sind ein paar Bibel-Worte, Sätze des zweiten und dritten Buchs der Genesis, welche die Leit-motive abgaben. Das äußere Geschehen ist gering; als eine Folge von Zustandsbildern könnte man die Kapitel bezeichnen, mit denen es aber dem Künstler gelingt, unter Wort und Schweigen am rechten Ort, eine Spannung innerer Dramatik zu entwickeln, die gegen das

Ende des Buches voll und schwer wird, wie die Verhaltenheit alter Legenden. — Die Personen: Mme. Chappaz, Inhaberin einer Wirtschaft mit Pension, in einem Dorf, in der Nähe des Jura und des Sees. Ihre Töchter, Frau Métraux und deren Kinder Gladys und Eliane (schönklingende Namen, wie sie seit ein paar Jahren im Dorfe Mode sind); Lydie, sechsundzwanzigjährig, die unverheiratete Tochter, die serviert. Die Familie Métraux samt dem Vater stellt nur Nebenfiguren. In der Wirtschaft verkehrt Louis Bolomey, dem vor noch nicht zwei Jahren die Mutter gestorben ist. Tot lag sie am Weihnachtsabend im Garten; sechsunddreißig Jahre hatten Mutter und Sohn zusammengelebt. Seinen Vater hatte Bolomey nicht gekannt. Er führt jetzt selbst seinen Haushalt und pflegt seinen Garten. Es ist kein Jahr her, seit er verheiratet gewesen. Das dauerte vom Herbst bis April. Dann ging Adrienne. Sie hinterließ einen Zettel mit der Bitte um Verzeihung, sie wisse selbst nicht weshalb? — vielleicht sei sie nur zu jung (sie 19, er 36). Bolomey wird es nie verstehen. Nun fragt er bei Baum und Fluß und Mensch: saht ihr sie nicht? — Den siebzigjährigen Gourdon, der häufig bei Mme. Chappaz einkehrt, kennt jedermann. Er ist wandernder Geschirrflicker und Verzinner, daneben pessimistischer Lebensphilosoph, etwas mephistophelisch zuweilen. Er redet mit allen und spricht mit sich selbst; sieht die Welt so: Alle sind vereinsamt, äußerlich und durch das Gesetz vereinigt, innerlich aber uneins; alle einander fremd, Brüder, Vater und Tochter einander fremd, Mütter und Söhne, Gatte und Frau. Getrennt im Leben, einsam im Sterben. Du wollest Haus und Weib besitzen? fragt er Bolomey, das ist doch vergänglich. Man war anders vor dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Garten. Du liebtest sie nur als Kreatur, das aber genügt nicht. Bolomey beginnt in dem Buch zu lesen, der Bibel auf Dünndruckpapier, die Mme. Chappaz ihm überlassen hat. Ja, sie gingen aus dem Garten, um zu leiden, mit zur Erde geneigtem Gesicht, fallend mit jedem Schritt. Sie möchten wohl zurück, denn sie fürchten sich auch vor sich selbst. Gedanken kommen ihm, wie solche anfangs bei jedem Theologen sich einstellen, und solche, die der Theolog sich später nicht mehr gestattet: Der Apfel — das ist Wissen. Statt Tun-Lassen wollten sie selber tun. Wie die Kreatur lieben, in dem, der sie erschaffen? Wenn es mit der Schöpfung nicht res integra ist, wie kann sie dann schön sein? Alles wurde versprochen, nichts wird gehalten. Aber er, Bolomey, will alles haben

oder nichts! Zertritt den Schein, die Blumen! Schmerzhaft überfällt ihn die Gewißheit der Zerstörung. Den Grüber besucht Lydie: sei er krank? Er soll doch nicht auf Gourdou, diese alte Eifersucht, hören. Und dann: in der Bibel seien die Vertriebenen, die ins Leben Getriebenen, doch Zwei. Und seit der Bibel hätten die Dinge sich geändert. Man nimmt, was kommt, so halte sie's. Und Bolomey nimmt. — Mit dieser Bescheidung beginnt Bolomey neu zu sein. Jedes Ding will geliebt werden als das was es ist, und Ordnung wird in allem. Er bringt solche jetzt, durch Bemalen und Säubern, in Haus und Garten. Dieser, bis dahin offen, wird umzäunt, damit er und sie für sich seien. Denn Adrienne wird wiederkommen und es wird einen Mann und eine Frau geben. Gourdou hat gelogen. Lydie sieht und versteht; «vorläufig» wird sie gehen. Adrienne, erwartet, doch nicht gerufen, stellt sich ein, wird ins Haus geführt, das für sie bereitet ist. Sie geht durch den sommerlichen Garten, ihre Schatten werden eins. Unendlich denkt sich Bolomey die Vereinigung (on sera tellement dans le temps qu'on sera dans l'éternité). Hier singt sich Bolomeys Blut einen Hymenäus (S. 207 ff.), in Rhythmen wie wir sie seit «Chant de notre Rhône» von Ramuz ähnlich nicht wieder vernommen haben. Doch dann, nach der körperlichen Vereinigung, die Frage: bin ich eins oder zwei? Wieder zwei! Sie schläft — außerhalb meiner. Ihr genügt's. Bolomey hat nicht geschlafen. Ah, du hast mich betrogen, Weibchen, mich gehindert erhaben zu lieben. Da liegt sie: satt und zufrieden, verbraucht schon, müde an Gesicht und Leib. Und der Erwachten sagt er: ich halte dich nicht zurück! — Am späten Morgen kommt Lydie, findet niemanden. Bolomey wird Adrienne an die Bahn gebracht haben. Sie weiß und sie wartet.

Zur Technik des Werkes nur soviel: Wie immer bei Ramuz, sind «tote Stellen» äußerst selten. Die verschiedensten Stilmittel dienen der Erhöhung der Lebendigkeit. Während ein Kapitel dialogisch beginnt, versetzt ein anderes, erzählend, in die Vergangenheit zurück. Die Gegenständlichkeit der banalen Dinge zieht nicht allein, in ihrem unausgesprochenen Bedeutungszusammenhang, die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich, sie zwingt diesen förmlich, mit ihrer Seins-Form zu kommunizieren. Wenn irgendeiner, so ist Ramuz der Vertreter eines «magischen Realismus»; dieses Moment scheint uns in seinem Gesamtschaffen wirkungsmächtiger als das, welches man seine «Mystik» genannt hat. Planmäßig durcheinander ge-

schichtet sind Anschauung, Gefühl, Reflexion zu einer «Verdichtung», die von gespeicherten Energien vibriert. Die neuzeitlichen Errungenschaften Radio, Auto, Phonograph, werden in ihrem etwas parvenühaften Dasein vom Dichter scheinbar geduldet, bis sie auf einmal sich bequemen müssen, in einer Situation die steigernde oder kontrastierende Begleitmusik zu übernehmen. Seine Vergleiche holt Ramuz aus dem nächsten Konkreten: Adriennens Zähne ähneln kleinen Bachkieseln; die Tage kommen für uns, einer um den andern, gleich den Seiten eines Buches, während die Zahl der noch zu lesenden immer kleiner wird; die Flamme des Herdes erhebt sich wie der flügelschlagende krähende Hahn.

Deutsche und französische Welthaltung

von Carl Burckhardt

Aus dem Vorwort zu dem demnächst im Gotthelf-Verlag, Bern und Leipzig erscheinenden Deutschland-Frankreich-Buch. Eine politische Auseinandersetzung zwischen konservativen Deutschen und Franzosen. Mitarbeiter: A. E. Günther, A. Mirgeler, Graf Reventlow, R. Gillouin, J. Bainville, J. de Pange u. a.

Agonal ist das Verhalten der spät in ihrer Eigenart hervorgetretenen Nationen vor dem rein geistigen Begriffe Europa. Ueberall dort, wo die nationale Anspannung sich am stärksten zeigt, ist der Wille vor Europa zu gelten, entscheidend. Jedes der großen europäischen Völker hat aus der Tiefe seines Wesens Europa eine neue Ordnung schenken und diese Ordnung behaupten wollen. Jedoch alle Höhepunkte in der Geschichte sind kurz, wie sollte es anders sein, das Leben bewegt sich schöpferisch fort, ewig von den irdischen Schranken zurückgeworfen, muß es zu immer neuer Ueberwindung sich sammeln. Es ist nun aber bemerkenswert, daß jeder dieser Höhepunkte von dem ihn tragenden Geschlecht als endgültig empfunden wurde, und wenn auch jedesmal Seher und Traumdeuter aufstanden, die stets schon bei seinem Beginn auch seinen Untergang voraussagten, so waren doch nur die Gläubigen, die von seiner Unzerstörbarkeit wahrhaft überzeugten, auch seine wirklichen Schöpfer.

Einen solchen Vorgang der Erhebung haben wir vor Augen im französischen 17. Jahrhundert. Frankreich als erster Staat des Fest-